

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kiran Nagarkar

Ravan & Eddie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Eins

Es muss fünf vor sieben gewesen sein. Victor Coutinho kehrte gerade von der Tagesschicht in der Air-India-Werkstatt zurück. Parvati Pawar wartete, ihren kleinen, dreizehn Monate alten Sohn Ram in den Armen, auf dem Balkon des Central-Works-Department-*chawls* Nr. 17 auf ihren Mann. Von morgen an hatte Victor wieder Nachtschicht, und der Gedanke daran, dass er Parvati Pawar einen ganzen Monat lang nicht zu Gesicht bekommen würde, deprimierte ihn. Jeden Tag fasste er erneut den festen Entschluss, sie anzusprechen, wenn sie so im vierten Stock auf dem Balkon stand, als würde sie auf ihn warten. Eigentlich sollte es nicht allzu schwierig sein, das Eis zu brechen. Sie hatten so viel gemeinsam.

Ihr Sohn und meine Tochter sind fast gleichaltrig. Sind sie am Ende im selben Monat geboren? Wer weiß, vielleicht sogar am selben Tag. Ist Ihr Sohn um sechs Uhr früh geboren? So ein Zufall! Unsere Pieta auch. Stillen Sie ihn noch immer? Meine Frau Violet hat darauf bestanden, dass Pieta mit acht Monaten auf feste Nahrung umgestellt wurde. Hat eine geschlagene Woche lang das ganze Haus zusammengebrüllt. Sie müssen sie bestimmt gehört haben. Ständig will sie gehätschelt werden. Ihr Sohn ist da genau das Gegenteil. Soo brav! Nicht wahr, du braves Bübchen, hubbel bubbel, hubbel bubbel? Ganz Ihr Ebenbild, aber haargenau. Die gleichen großen Augen mit den langen Wimpern. Eine schöne Stirn. Das gleiche verschmitzte Lächeln. Obwohl, Ihre Paradiesapfelbrüste hat er natürlich nicht – apfelfest – dürfte ich mal drücken?

Victor hätte stundenlang mit Parvati plaudern können. Aber wer hätte sein *Konkani* oder Englisch schon für sie ins *Marathi* übersetzen sollen? Ach, wenn er sich bloß getraut hätte, er wäre mit seinem gebrochenen Hindi schon irgendwie zurechtgekommen. Sie hätten sich ewig über ihre Babys unterhalten können, deren Schlafgewohnheiten, ihre Temperamente und Unarten, das erste Wort, das sie jeweils gesagt hatten, miteinander vergleichen können.

Mach schon den Mund auf, Victor, rede, sag was, was auch immer, redete er sich zu, während er Parvatis Rücken, oben im vierten Stock, beäugte. Geh ran, Victor. Sei ein Mann. Fall auf die Knie, los. Sag ihr, wie sehr du sie liebst, gesteh's, gesteh's, gesteh's. Sag ihr, dass du nicht einen Tag länger ohne sie leben kannst. Sag ihr, dass sie dich mittlerweile schon im Traum heimsucht. Erklär ihr, dass du deine Frau liebst, dass es nichts in der Richtung ist, nichts Körperliches; dass du lediglich schlichtweg verrückt vor Lust auf sie bist. Ruf sie an, auch wenn sie gar kein Telefon hat und du ebenso wenig. Schaff dir eben eins an. Schreib ihr einen Brief. Sag ihr, dass du ein einsamer Mann bist, der sich in eine einsame hinreißende Frau verliebt hat. Sprich sie auf dem Korridor an, begegne ihr zufällig auf dem Markt und kauf Kohl und Chilis mit ihr, stell dich im *Maruti*-Tempel neben sie, begleite sie zur Kornmühle, bitte sie, mit dir zu den Andamanen-Inseln zu fliegen. Victor, Victor, Victor, deinem Namen wirst du nicht gerecht, du bist der geborene Verlierer.

Wie sollte Victor nur den Abgrund überwinden, der den fünften Stock von allen Stockwerken darunter trennte? Schon ein paarmal war er, als Parvati sich von der Brüstung abgewandt und ihn gesehen hatte, über eine Stufe gestolpert oder hatte weggeschaut und sich beeilt, die Treppe hinter sich zu bringen. Letzte Chance, Victor, heute ist deine letzte Chance, versuchte er sich mit jedem weiteren Schritt zum Handeln anzuspornen. Als er direkt unter *Parvatibai* stand, ging ihm auf,

wie wirklichkeitsfern seine Wunschträume waren. Er schaute nach oben. Was er sah, raubte ihm alle Kraft. Seine Augen hefteten sich auf Parvatis Brüste. Es war ein ausladender Busen. Er war so üppig und so hochgewölbt, dass man davon, obwohl Parvatis Leibchen gar nicht tief ausgeschnitten war, eine gewaltige Menge zu sehen bekam. Er war wie ein kühles, erquickendes Glas Limettensaft mit Honig für einen müden Wanderer. Ein Altar, vor dem die Lahmen und die Gebrechlichen wieder genesen konnten. Ein weicher Landeplatz für diese neuen Maschinen, die Air India sich gerade anschaffte. Er hob und senkte sich mit erfreulicher Regelmäßigkeit.

Victors Hände schossen in die Höhe und winkten Parvatis Sohn zu. „Komm, *Baba*, komm. Komm, komm.“

Parvati und ihr Sohn beobachteten gerade einen Straßenkötter, der an der Ecke des Chawl stand und sich mit hektischen, krampfhaften Bewegungen des linken Beins das Ohr kratzte. Als sie endlich Victor bemerkte, wunderte sie sich über seine Gebärden.

„Komm, komm, *Baba*, komm.“

Parvati freute sich über die Aufmerksamkeit, die ihrem Söhnchen zuteil wurde. Sie fasste Ram mit Daumen und Zeigefinger am Kinn und versuchte, seinen Blick auf Victor zu lenken. Aber der Junge starrte weiter wie gebannt auf den verwairsten Kötter. Als Parvati Ram vom rechten auf den linken Arm nahm, damit er Victor vielleicht eher sähe, drückten sich ihre Brüste weich gegen das Kind. Als sie sich dann, plötzlich befreit, vor Victors Augen wieder aufrichteten, meinte er, Zeuge eines kleinen Wunders zu werden. Er winkte dem Bübchen mit erneutem Elan zu.

„Komm, komm.“

Endlich bekam Parvatis Sohn mit, dass Victor ihm zuwinkte. An seinem Mund erschienen Bläschen freudiger Begeisterung. Er quietschte und zog an Parvatis Ohren. Am oberen Rand von Victors Gesichtsfeld, über Parvatis Kopf, bewegte

sich ein Schatten. Er sah hinauf. Seine eigene Frau Violet stand mit ihrer Tochter Pieta auf dem Balkon des nächsthöheren Stockwerks. In Violets Augen erschien eine seltsame Mischung aus Abscheu, Neid und Wut. Victors Hände fielen hinunter und hingen wieder schlaff an ihm herab. Die zwei noch verbleibenden „Komm-Komm“ brachte er nur noch halbherzig heraus.

Der kleine Junge hüpfte aufgeregt in Parvatis Armen. Ja, ja, ja, er wollte mit Victor spielen, wollte sehen, wie der Hund sich kratzte, dem *kabaddi*-Spiel zuschauen, auf einen Doppeldeckerbus steigen und ganz vorne sitzen, mit dem Wind in den Augen und Haaren. Er streckte die Arme aus und stürzte sich vornüber.

Alle, die Victor in diesem Moment sahen, erzählten später, seine Augen hätten geradezu gebrannt, als hätten sie Feuer gefangen und als loderten Flammen nach allen Seiten. Immer wenn Parvati sich im Laufe der folgenden Jahre an den Zwischenfall erinnerte, enthielt ihr Kommentar – wie es der Ernst der Lage forderte – zwei englische Wörter: „heart“ und „halt“. *Mazhe heart halt zale*. Aber trotz ihres Herzstillstands besaß sie immerhin noch genügend Geistesgegenwart, um einen übermenschlichen Schrei auszustoßen. Noch heute zeigen die Bewohner des Chawls gegenüber auf einen Riss in der felsenfesten Wand ihres Gebäudes und erklären einem, das sei die „Parvati-Spalte“.

Parvatis Sohn ging über Bord und mit ihm fast drei Viertel von Parvati selber, die sich lebensgefährlich weit über die Balkonbrüstung reckte. Victors Hände schossen wieder in die Höhe. In diesem Moment hatte er eine Vision vom Jesuskind. Die Sonne stand hinter dem Jungen wie ein sternenfunkeln-der Strahlenkranz. Er hatte den Kopf in den Nacken geworfen und lachte. Seine Arme waren weit ausgebreitet. Wie kann jemand, fragte sich Victor, wie kann jemand außer dem Gotteskind einem anderen so rückhaltlos vertrauen?

Niemand hätte mit Gewissheit sagen können, ob Victors Hände sich nach Parvatis hirnlosem Sohn oder nach Parvati selbst emporreckten. Und später erwies es sich als ein wenig schwierig, Victor zu diesem Thema zu befragen. Trotz des erschütternden Aufpralls ließ Victor den Jungen nicht los. Seine Hände hatten Ram unter den Achselhöhlen gepackt. Er tätschelte dem Jungen den Rücken und setzte ihn behutsam auf den Boden. Dann sackte er, die Augen zum Himmel gewandt, neben dem Kind zusammen und streckte sich ruhig auf der Straße aus.

Im Sturzflug, Stufen überspringend, sich mit den Zehen in ihrem Sari-Unterrock verfangend, um jeden Treppenabsatz fliegend, das offene Haar wie eine flatternde Mähne hinter sich herziehend, kam Parvatibai aus dem Chawl gerannt. Ihr Sohn spielte gerade mit Victors Hemdkragen. Sie hob ihn auf und tastete ihn überall ab. Dann küsste sie ihn fünfhundertmal an fünfhundert verschiedenen Stellen. Ihr Blick fiel auf Victor. Sein Mund stand noch immer ein wenig offen, und die verwunderte Miene war ebenfalls nicht vollends gewichen. Das Söhnchen fest an die Brust gedrückt, bückte sich Parvatibai hinunter und legte Victor besorgt die Hand auf die Stirn. Victors Frau Violet, im neunten Monat schwanger, kam die Treppe heruntergewatschelt und sah sie. Pieta im linken Arm haltend und mit dem rechten durch die Luft rudern, marschierte sie schnurstracks zu ihrem Mann.

„Steh auf, Victor“, sagte sie unwirsch, doch Victor blieb ungerührt.

Parvati trommelte sich mit den Knöcheln gegen die Stirn, um den bösen Blick von ihrem Sohn abzuwenden, und plapperte dabei wie ein Wasserfall. „Mein Baby, mein Süßer, mein Zuckerstück, kaum ein Jahr alt, und schon willst du deine Mutter verlassen, schämst du dich nicht? Sag was zu mir, Baby, was hätte ich bloß getan, wenn dir was passiert wäre? Dein Vater hätte mich bei lebendigem Leib aufgefressen. Gott

Khandoba war gnädig, deswegen hast du überlebt. Und weil ich gestern Abend zu *Sai Baba* gebetet habe.“ Mit einer atemberaubend geschickten Handbewegung – und ohne einen einzigen Knopf ihres Leibchens zu öffnen – ließ sie die rechte Brust, die größer als die Kuppel des Großen *Stupa* von Sanchi war, hervorschwappen und stopfte sie ihrem Sohn in den Mund.

Violet hatte jetzt endgültig genug. Von dort, wo sie stand, konnte sie genau sehen, dass Victors Augen an dieser schamlosen Darbietung von Mutterliebe klebten.

„Hör auf damit, Victor. Steh auf“, zischte sie auf Konkani.

Spätestens jetzt hätte Victor wohl aufstehen müssen. Aber er rührte sich nicht vom Fleck.

Violet beugte sich über sein Gesicht. „Ich hasse dich. Ich hasse dich.“

Keinerlei Reaktion. Violet setzte Pieta neben ihrem Mann ab. Sie versuchte, ihn am Hemdkragen zu packen, doch ihr Bauch war ihr im Weg. Sie hockte sich hin und rüttelte Victor an den Schultern. Sein Kopf schlenkerte hin und her wie bei einer Stoffpuppe.

„Hör auf, dich wie ein Idiot aufzuführen ...“ Sie verstummte abrupt und bemühte sich verzweifelt, einen Gedanken zu ignorieren, der sich wie ein Holzwurm in ihr Bewusstsein bohrte. Aber es nützte nichts. Victors Kopf fiel wie bei einem Betrunkenen vornüber auf die Brust. Sie legte ihn behutsam wieder hin und starrte blind auf die Leute, die sich um sie versammelt hatten. Sie argwöhnte, dass sie irgendetwas Abfälliges über Victor und sie flüsteren. Ihr Finger deutete auf Parvatis Sohn.

„Murderer, murderer – Mörder, Mörder“, sagte Violet mit heiserer Stimme. Parvati begriff sofort, dass die Frau etwas Unglück bringendes über ihren Sohn sagte.

„Kya, kya, was, was?“ Die einzige Sprache, die sie gemeinsam hatten, war Bombay-Hindi.

„Yes, yes“, zischte Victors Frau.

Parvati setzte ihren Sohn neben Pieta ab.

„Was soll dieses yes, yes heißen? Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann reden Sie wie ein vernünftiger Mensch. In einer Sprache, die ich verstehe.“

Violet aber wollte oder konnte sich nicht vom Englischen losreißen. „Murderer, murderer.“

Parvatis Sohn kletterte Victor auf die Brust. „Märrdererr, Märrdererr“, kreischte er vergnügt.

Am nächsten Tag fuhr um vier ein Leichenwagen vor und blieb dort stehen, wo Victor gelegen hatte. Tatsächlich lag er auch jetzt noch, mit weiterhin leicht geöffneten Augen und Lippen, als hätte er seine Überraschung noch nicht verwunden. Doch statt in den blauen Himmel zu blicken, starrte er jetzt an die schwarze Decke des Leichenwagens. Schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Schuhe und schwarzer Schlips: Victor war für die große Reise herausgeputzt. Seine Hände lagen gekreuzt übereinander, wie Schwerter an der Wand. Ein Fuß hohe blanke quadratische Stangen, zwischen denen sich schwere Messingketten aus rautenförmigen Gliedern spannten, zäunten den Sarg von drei Seiten ein.

Hinter dem Leichenwagen versuchte Pater Agnello D'Souza Victors Frau zu trösten. Sie war vom Weinen erschöpft. Ihre Schluchzer klangen dürr und gefühllos, aber er tat weiterhin seine Pflicht. „Niemand kann etwas dafür, Frau Coutinho, niemandem können Sie die Schuld an Victors Tod geben, nicht einmal diesem Kind. Wer kann uns schon festhalten, wenn unsere Zeit gekommen ist? Dann bleibt uns keine andere Wahl, als zu gehen. Und der Dahingeschiedene geht geradewegs zu unserem Herrn.“ Wie erhebend es war, mit anzusehen, wie der Geistliche Violets Kummer linderte! Die Hindu-Familien verfolgten aus einiger Entfernung dieses anrührende

Schauspiel und fühlten sich geschmeichelt, daran teilhaben zu dürfen.

Violet hielt Pieta in den Armen. Hinter ihr standen, jeweils zu zweit nebeneinander, ihre engsten Verwandten ordentlich und schicklich aufgereiht. Victors Bruder, seiner Mutter, seiner ältesten und seiner mittleren Schwester – die jüngste war in Madagaskar – und deren jeweiligen Ehemännern folgten Victors Freunde, Kollegen aus der Air-India-Werkstatt und katholische Nachbarn aus den CWD-Chawls. Die Männer trugen schwarze Schlipse und schwarze Jacketts, die Frauen schwarze Kleider.

Victors Bruder wird, wenn er morgen zur Arbeit geht, eine schwarze Binde am Hemdärmel tragen. Victors Mutter wird ein ganzes Jahr lang Schwarz tragen. Der Tod wird seine Verwandten zu etwas Besonderem machen. Sie werden ein Jahr lang ihre Trauer hegen und mit berechneter Bescheidenheit zur Schau stellen. Sie werden leise sprechen und erwarten, ehrerbietig behandelt zu werden. Wo sie auch hinkommen, werden die Leute die Augen niederschlagen, ihnen den Vortritt lassen und flüsternd des Verblichenen gedenken.

Pater Agnello D'Souza schlug über Victor das Zeichen des Kreuzes. Die versammelte katholische Gemeinde sang mit ihm einen schönen, feierlichen Psalm.

Die Hindus aus dem Erdgeschoss, dem ersten, zweiten, dritten und vierten Stock der CWD-Chawls fühlten sich ausgeschlossen.

Zwei Typen vom Bestattungsinstitut arrangierten dutzende von Blumensträußen, Kränzen und Kreuzen auf und um Victor herum. Weiße Lilien, rote, weiße und gelbe Rosen, kühle, lindernd zarte grüne Farnwedel. An jedem Blumen-Arrangement waren Schleifen mit Name, Unterschrift und Adresse des jeweiligen Spenders sowie eine poetische Botschaft angebracht. Es war nicht ganz klar, an wen die Botschaft gerichtet war. An Gott? Den Verblichenen? Die Hinterbliebenen?

„Bei Jesus auf ewig. Auf Erden unvergessen.“ „Uns entrissen. Nunmehr in Gottes Schoß.“ „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.“ Unterzeichnet Gilbert Rodriguez, Gattin und Familie, Errol D'Souza, Herr und Frau Quentin Aranha, Julian Fonseca und die Schwestern Fonseca, Herr und Frau Paul Monteiro, Michael Pereira und Mama, Sebastian Veigas mit Familie, Joachim Castellino, Cajetan Figueredo, Peter Menezes, Gattin, Mutter und Fam., Ozzy Braganza und Familie.

Der letzte Kranz kam vom Catholic Brotherhood Club der Air India. Es war ein riesiges Flugzeug ganz aus Blumen. Auf seinem weißen Band stand in Rot zu lesen: „Möge deine Seele zu unserem Heiland Jesus Christus fliegen.“ Sie versuchten, es in den Leichenwagen hineinzubugsieren, aber die Tragflächen hatten eine zu große Spannweite. Zuletzt war es Paul Monteiro, der die Lösung hatte: „Warum bindet ihr das Flugzeug nicht aufs Wagendach?“

Wann immer von da an das Gespräch auf Kränze und Dekorationen kam, gedachte man voller Ehrfurcht der prunkvollen Blumengebinde bei Victors Leichenbegängnis. Der Leichenwagen sah wie das Hochzeitsbett in einem Märchen aus, und Victor war der Prinz. Es war nur eine Frage von Minuten, bis die unglaublich liebliche Prinzessin in ihrem weißen Kleid ankommen und Victor auf die Lippen küssen würde, worauf die beiden auf der Air-India-Maschine in den Sonnenuntergang fliegen würden.

Die Hindu-Mädchen und -Jungen und deren Eltern aus den benachbarten Chawls rissen angesichts der unbeschreiblichen Schönheit einer katholischen Leichenfeier Augen und Mund auf. Wahrlich, auch wenn man als Hindu auf die Welt gekommen war, lohnte es sich, sie als Katholik zu verlassen. Wie viel Pomp und Prunk und Feierlichkeit eignete doch dem christlichen Tod!

Plötzlich aber brach die Hölle los. Die Erde schien zu beben und der Himmel wankte. Die Trauergemeinde blickte verstört

um sich und selbst Pater Agnello D'Souza bekam kein Wort mehr heraus. War die zweite babylonische Sprachverwirrung ausgebrochen?

In Parvatibais Fenstern platzierte Lautsprecher plärrten die gesamte Nachbarschaft mit den Litaneien des *Satyanarayana*-Rituals zusammen. Parvatibai hatte einen *Brahmanen*priester angeheuert, damit er Gott für das Wunder dankte, das ihren Sohn vor dem sicheren Tod bewahrt hatte, und der Mann tat wirklich etwas für sein Geld. Die CWD-Chawls, diese steinalten Bauwerke, stabiler noch als die ägyptischen Pyramiden, selbst sie flatterten wie Luftpostpapier. Die katholischen Leidtragenden wurden von einer unverständlichen Kakophonie bombardiert. Wie unzivilisiert und vulgär das doch klang! Typisch für diese Hindus, zu so einem traurigen und tragischen Anlass ein Fest abzuhalten!

Selbst die Hindu-Nachbarn verstanden kein Wort von dem, was der Priester da rezitierte, obwohl es ihre Muttersprache Marathi war. Der Mann kümmerte sich einen Dreck um die Bedeutung der Worte, um das Gefühl, das sie vermitteln sollten, um die Poesie der Sprache oder die Verschlungenheit der Handlung. Weder verschwendete er einen Gedanken an irgendwelche metaphysischen Implikationen, noch hatte er die Zeit, diese in nachvollziehbare alltägliche Begriffe zu übersetzen. Er schob Wörter, Sätze, Absätze ineinander, während er durch ein Kapitel nach dem anderen hechelte. Seine Worte erbrachen sich förmlich in die Gegend, während er selbst beinahe an seinem atemlosen Sprachgewirr erstickte. Was dabei aus ihm herausbrach, waren gigantische Steinklötze und scharf scheppernde Splitter und Teile von eisernen Kolben, Brücken und Trägern.

Der Brahmanenpriester übertrug seine Hektik auf Parvatis Kind Ram. Das Baby geriet außer sich. Es plärrte und heulte, als ob das Gift eines Skorpions in seinen Adern pulsierte. Parvatibai versuchte, ihn mit allerlei Mitteln zu besänftigen, mit

Spielsachen, ihrer nie versiegenden Brustwarze und selbst mit dem Bananensirup, der eigentlich für den Gott Satyanarayana gedacht war. Der Junge begann bereits, auf Parvatis Sortiment von Bestechungsgaben anzusprechen, und hatte sich fast schon beruhigt, als der Priester auf seine Armbanduhr sah und feststellte, dass ihm bis zu seinem nächsten Termin – der erheblich luxuriöseren und einträglicheren Verlobung eines Brahmanen-Mädchens mit einem ebensolchen Jungen – nur noch siebenundzwanzig Minuten blieben. In seiner Eile goss er zu viel *ghee* in die Flammen des improvisierten Backstein-Altars, und im Nu war alles zugequalmt.

Das war's. Parvatis Sohn bekam keine Luft mehr, er konnte seine Mutter nicht mehr sehen, und der Geruch des verbrennenden Ghee machte ihm zu schaffen. Er bekam es mit der Angst zu tun. Er rastete aus. Parvati nahm den Holzlöffel, mit dem sie den Weizengrieß in einem riesigen Topf gerührt hatte, und versohlte damit Ram den Hintern. „Was glaubst du wohl, für wen wir diese Satyanarayana-*pūja* durchführen lassen, du dummes Balg? Was glaubst du wohl, was der Brahmanenpriester da an unserer Stelle tut? Willst du jetzt wohl augenblicklich mit dem Geplärre aufhören, oder soll ich dir das Nudelholz in den Hals stecken und dir das Maul ein für allemal stopfen?“

Parvatis Sohn erfand eine völlig neue Oktave und brachte es fertig, selbst die Lautsprecherstimme zu überkreischen.

„Gestern bist du ohne einen Kratzer davongekommen, mein lieber Ravan, wenn ich aber jetzt höre, dass du hickst oder rülpst oder auch nur den leisesten Laut von dir gibst, dann schmeiße ich dich eigenhändig hinunter.“ Parvati packte den Jungen am rechten Bein, ging mit ihm ans Fenster und ließ ihn außen kopfunter baumeln. Die Augen sämtlicher Leidtragender auf der Straße richteten sich nach oben auf Parvati. Sie schüttelte den Jungen wie eine Rassel über der Menschenmenge.

Victors Frau stöhnte auf. Ihre Wehen hatten eingesetzt. Zunächst knickten ihre Beine ein, dann klappte ihr Rumpf zusammen. Pater Agnello D'Souza beugte sich hinunter und hielt sein Ohr nah an ihren Mund, um zu verstehen, was sie da murmelte. Aber sie hatte nichts Spezielles mitzuteilen. Mit einer übermenschlichen Anstrengung atmete sie einmal tief ein, deutete auf Parvatis Sohn und zerriss Pater Agnello das Trommelfell. „*Cain!* Murderer!“

„**H**ab ich dich falsch verstanden? Du hast ihn doch nicht etwa *Ravan* genannt, oder?“, brüllte Parvatis Ehemann Shankar-*rao* gegen den Lärm in seiner Behausung an.

„Hab ich doch!“ Parvati wandte sich zu ihrem Mann, während ihr Sohn weiter aus dem Fenster hing.

„Nenn ihn ja nie wieder so, nicht mal im Scherz!“

„Von heute an heißt er *Ravan*“, sagte Parvati in einem Ton, bei dem Shankar-*rao* begriff, dass sie an einem Wendepunkt im Leben ihres Kindes angelangt waren.

„Er war *Ram*, seitdem er auf die Welt gekommen ist. Er wird *Ram* bleiben, bis er stirbt.“

„Gestern wäre er beinah gestorben, reicht dir das noch immer nicht? So ein wunderschönes Baby, mit so einem süßen und unschuldigen Blick in den Augen, und dazu ein Name wie *Ram!* Kein Wunder, dass ihn jemand mit der *nazar* belegt hat! Nein. Die einzige Möglichkeit, den bösen Blick von ihm abzuwenden, ist, ihn *Ravan* zu nennen.“

„Nur über meine Leiche. Bist du von allen guten Geistern verlassen – kennst du nicht mehr den Unterschied zwischen Göttern und Dämonen?“

„Er ist mir als lebendiger Teufel lieber als als toter Gott.“

Mittlerweile schrie Shankar-*rao* regelrecht. „Welche Mutter wird ihre Tochter schon mit einem Schurken namens *Ravan* verheiraten wollen?“

„Egal. Von heute an heißt er Ravan.“

„Wart nur ab, bis er groß geworden ist und jede *Sita* der Stadt zu entführen versucht! Dann wirst du es noch bereuen!“

„Nein, hör auf mich: Jede *Sita* wird meinem Ravan hinterherlaufen!“

„Nenn du ihn, wie du willst – für mich wird er immer Ram bleiben. Der Junge wird dich sein Leben lang verfluchen.“

In Violet riss etwas. Sie erblasste, und alles Blut wich ihr aus dem Gesicht. Ihre rechte Hand griff an ihren Unterleib und tastete daran herum.

„Es kommt“, sagte sie und verlor die Besinnung. Pater D’Souza war durch die Erkundungsgänge von Violets Hand auf das Peinlichste berührt. Leicht verwirrt, sah er sich befangen um. Die Leute rannten hin und her. Violet schien nicht die geringste Absicht zu haben, wieder aufzustehen.

„Wer kommt?“, fragte Pater Agnello D’Souza verdutzt.

„Jesus Christus!“ Violets Mutter schüttelte ungläubig den Kopf.

Pater D’Souza schlug hastig das Kreuzzeichen. „Das ist Gotteslästerung, Frau D’Silva. Sie bringen die unsterbliche Seele Ihres Schwiegersohnes in Gefahr, indem Sie den Namen des Herrn missbrauchen.“

Violets Mutter überhörte die Drohung. „Pater, helfen Sie mir, Violet hochzuheben.“

„Warum, was ist passiert?“

Violets Mutter verlor die Geduld. „Weil ich es Ihnen sage!“

Pater D’Souza griff Violet mit einem Arm unter den Rücken, mit dem anderen in die Kniekehlen und hob sie unbeholfen auf. Ihm war nicht klar gewesen, dass sie so schwer sein würde. Sie schwitzte heftig. Ihre Haut fühlte sich unnatürlich kalt an. Eine besonders böartige Woge von Schmerz verdrehte ihren Körper und entstellte ihr Gesicht. Der Atem

aus ihrem offenen Mund ließ seine Brille beschlagen. Unter der schlüpfrigen schwarzen Seide spürte Pater D'Souza Violets Fleisch überdeutlich.

Violets Mutter war in den Leichenwagen eingestiegen und zeigte auf die Sitzbank parallel zu Victors Sarg. „Hier. Legen Sie sie hier hin.“

Pater D'Souza schob ein paar Kränze beiseite, legte Violet behutsam auf den Sitz neben ihre Mutter und zog sich eilig zurück.

„Kommen Sie wieder rein, Pater“, hielt ihn ihre Stimme auf. „Setzen Sie sich. Ich werde im Krankenhaus Ihre Hilfe brauchen.“ Violets Mutter legte Violets Beine auf seine Oberschenkel. Sanfte Seide, die sanft seine Willenskraft abtötete. Ein geheimnisvoller schwarzer Nebel, der ihn streifte und tiefer und tiefer hinabzog in die Strudel der Hölle. Darin wirbelten böse Geister rastlos umher und versengten seine fünf Sinne. Wie es ihn niederstreckte, dieses leuchtende Schwarz! Mein Vater, mein Vater, warum hast du mich verlassen?

„Im Krankenhaus? Wozu wollen Sie Victor ins Krankenhaus fahren?“

„Violet bekommt ein Kind.“

„Bitte nein. Frau D'Silva, bitte, ich flehe Sie an. Fahren Sie mit ihr.“

„Pater, reißen Sie sich zusammen!“, sagte Violets Mutter scharf. „In Krisenzeiten haben auch Sie gewisse Aufgaben und Pflichten!“

„Es ist alles aus“, murmelte Pater D'Souza in sich hinein. Eine Hornvipere hatte sich seiner Seele bemächtigt und grinste gehässig, während sie diese verschlang. Es war ziemlich eng da drin, und seine Seele wurde einen endlosen Tunnel sich schlängelnder Gedärme hinabgepumpt. Die Schlange wand sich um den Baum der Erkenntnis, immer höher und höher hinauf. Pater D'Souza hörte, wie seine Seele zersprang und klirrend in Scherben fiel. Als sie zermalmt wurde, erhaschte er

einen flüchtigen Blick von der Schlange. Sie lächelte noch immer. Sie hatte Victors Gesicht.

Violets Mutter stand auf, schloss die Heckklappe des Leichenwagens, kam zurück und schob die Glasscheibe auf, die den Fond von der Fahrerkabine trennte.

„Fahren Sie zum J.J. Hospital. Schnell!“

„Ich habe Anweisung, den Leichenwagen zum Friedhof zu fahren, Madam. Sonst nirgendwohin.“

Violets Wehen kamen in immer rascherer, zuletzt pausenloser Folge. Sie drückte ihr Kreuz durch. Was immer in ihrem Bauch sein mochte, es befand sich in einem Zustand von Chaos und Aufruhr und schien sich nicht entscheiden zu können, ob es drin bleiben oder hervorbrechen wollte. Violet knirschte mit den Zähnen, ihre Nägel bohrten sich tief in Pater D'Souzas Arme und blieben dort stecken. Man hätte ihre Finger abschneiden müssen, um Pater De Souza von ihr loszubekommen.

„Gedankt sei dir, o Herr. Deine Weisheit und Gnade sind wahrhaft unendlich“, sagte er, während er langsam aus einem Nebel von stechendem Schmerz wieder auftauchte. „Tun Sie, was die Dame sagt“, befahl er dem Chauffeur in einem Ton, der nicht den geringsten Widerspruch duldete. „Schnell. Die Dame bekommt ein Kind.“

Der Leichenwagen erwachte augenblicklich zum Leben. In Indien haben die Menschen noch immer Respekt vor Leichenzügen. Sie sprangen aus dem Weg. Und das war gut so, denn der Chauffeur hätte sie sonst eiskalt über den Haufen gefahren. Es ging schließlich um ein Sakrileg. Sein Boss würde ihn mit Sicherheit auf der Stelle feuern, wenn er erfuhr, dass dieser ehrwürdige Lieferwagen als Entbindungsstation zweckentfremdet worden war. Er überfuhr rote Ampeln, schlängelte sich durch den Verkehr. Die Passagiere wurden durcheinander geschleudert, und gelegentlich schien Victor seinem Sarg entsteigen zu wollen. Pater D'Souza starrte unverwandt aus dem

Heckfenster. Ganz Bombay schien auf der Straße zu sein. In der Stadt herrschte eine festliche Stimmung. Das konnte doch unmöglich eine Fortsetzung der Dankes-Puja für diesen Hindu-Jungen unterhalb von Victors Wohnung sein. Dann fiel es Pater D'Souza wieder ein. In all dem Trubel war ihm völlig entfallen, dass heute der erste Heiligabend in der unabhängigen indischen Republik war. Violet schrie. Violet keuchte. Violet kollabierte, aber er bekam nichts davon mit.

„Es ist alles in Ordnung, Pater“, sagte Violets Mutter, als sie durch das Krankenhaustor sausten. „Violet hat einen Sohn bekommen.“

„Gepriesen sei der Herr.“